

Wolfgang Kaschuba

Urbane Narrative – oder: Wem gehört die Stadt?

Weltweit gibt es angeblich rund 1500 Stadttheater, davon steht mehr als die Hälfte in Deutschland. Das zeigt: Wir sind ein kulturbeflissenes Volk. Ob die Zahlenverhältnisse bei den Stadtmuseen ähnlich sind, weiß ich nicht. Es würde mich aber nicht wundern, denn wir sind auch ein ausgesprochen geschichtsbewusstes Volk. Und wir werden in der Zukunft womöglich noch geschichtsbewusster werden, denn wenn der Eindruck nicht täuscht, beginnen viele Städte gegenwärtig ihre Geschichte und damit auch ihre Zukunft neu zu schreiben. Insbesondere die großen Städte, die eben nicht einfach mehr lokale Welt repräsentieren und lediglich regionale oder nationale Zentren sein wollen, sondern die nach dem Signet „Weltstadt“ oder „Metropole“ schielen.

Die Metropolendebatten der letzten Jahre geben davon beredtes Zeugnis, wobei der Begriff „Metropole“ freilich sehr relativ genommen werden muss. Von Nürnberg bis Ludwigshafen, von Dresden bis Essen scheint heute alles Metropole oder zumindest Metropolregion zu sein. In den Rathäusern skandieren die Verantwortlichen: „Nie mehr zweite Liga!“ wie im Fußball, denn alle wollen in die Champions League. Dazu hat inzwischen fast schon jede Mittelstadt auch ihren eigenen Rapper, Songwriter oder ihre Bayern-Brass-Bands, die ihre eigene Stadt entweder als die schönste oder die schmutzigste, jedenfalls aber die tollste weit und breit besingen. Diese Kulte reichen schon weit hinunter bis auf die Kleinstadtebene, wo das T-Shirt „I love Castrop-Rauxel“ bereits längst gedruckt ist. Berlin kontert darauf gerade gewohnt rotzig: „Ich will ein Berliner“, wobei der Typ auf dem T-Shirt sowieso schon relativ zerknittert aussieht – es kann also nicht das erste Berliner Pils gewesen sein.

Beheimatung ins Große

Dem allem kann man viel Erheiterndes abgewinnen, wenn man darin provinzielle Klimmzüge sehen mag, die in Berlin freilich oft auch nicht besser aussehen. Doch verkneife ich mir hier einen Kommentar zur letzten Hauptstadt-kampagne „Be Berlin“ und gehe stattdessen zu einer seriöseren Betrachtungsweise über. Dann ist diese Entwicklung doch offenbar aufschlussreich insofern, als sie uns Einblicke in das aktuelle Seelenleben der heutigen Stadtgesellschaften bietet. So könnte man hinter all diesen Anstrengungen auch ernsthafte Versuche einer neuen

„Beheimatung ins Große“ sehen. Denn wenn wir uns an die Debatten der 1970er und 80er Jahre erinnern, in der die dörflich-kleinstädtische Welt mit Heimatsyndromen überzogen wurde, so ließen sich analog dazu heute Ansätze einer neuen städtischen, ja großstädtischen Heimatdebatte sehen, in der offenbar ein ambivalentes Bedürfnis Ausdruck findet, beides zugleich sein zu wollen und zu können: Lokalbürger wie Globalbürger. Bei diesen urbanen Bewegungen und Initiativen spielen daher auch alte und neue städtische Narrative eine ganz zentrale Rolle: Stadtgeschichten, Stadtbilder, Stadtmythen, die Nahes und Vertrautes vielfach in neues Licht tauchen, die ihm neue Bedeutsamkeiten verleihen sollen. Und bei diesen Bedeutsamkeiten geht es immer um beides: einerseits um „Masse und Infrastruktur“, andererseits um „Klasse und Kultur“. Masse und Infrastruktur meint dabei Bevölkerungszahlen und Wirtschaftskraft, U-Bahn-Systeme und Shopping Malls. Ich kann mich gut noch an Kongresse in Düsseldorf erinnern, auf denen der damalige und dortige Ministerpräsident Clement vorrechnete, dass die Metropolenregion Ruhrgebiet, wenn man nur Luxemburg noch dazunähme, auf fast 12 Millionen Einwohner komme, von der Zahl der Autos, der Industriearbeitsplätze und der zu Kulturzentren umgebauten Zechen gar nicht zu sprechen. Bei „Klasse und Kultur“ wiederum geht es um Stadttheater und Konzerthallen, um ethnische Gastronomie und karibische Musiklokale, um Karnevals-, Street- oder Love-Paraden (auf jeden Fall aber: Paraden). Und es geht unbedingt um städtische Strände und Beachklubs, die der Innenstadt „mediterranes Flair“ verleihen. Ich war kürzlich selbst in Bochum am Strand, der direkt zwischen Eisenbahnlinie und Durchfahrtstraße liegt, gleich neben dem „Bermuda-Dreieck“. Nicht sehr apart, aber eben typisch für das Ruhrgebiet nach dem Motto: Wenn schon Strand, dann wenigstens keine nassen Füße!

Solche Neuentwürfe städtischer Identität verlangen in der Tat neue Stadtbilder, neue urbane Legenden, neue Geschichtsmonumente – kurz: eben eine neue Stadtgeschichte als Gesamtkunstwerk, die von historischen Orten, Daten und Bedeutungen erzählt, um daraus eine noch bedeutsamere Zukunft entwickeln zu können. Deshalb wird hier vor allem immer davon erzählt, dass gerade „unsere Stadt“ schon immer besonders vielfältig, besonders offen, besonders weltzugewandt war. Denn dies scheint auch das historische und kulturelle Kapital zu sein, das die großen Städte heute benötigen: den Ausweis des Urbanen, die Fähigkeit zur Synthese von sozialer und kultureller Vielfalt.

Wir müssen also registrieren, dass wir heute in einem Paradigmenwechsel befangen sind, der vom historischen Bild der „lokalen“ Stadt hinführt zu dem der „offenen“ Stadt. Und damit

natürlich zu einer Stadt, in der das lokale Bürgertum „immer schon“ die Fähigkeit zu global-orientiertem Denken und Handeln besaß.

Diese Entwicklung würde jedenfalls als Reaktion gut zu jenen Warnschüssen passen, die vor einigen Jahren aus den USA kamen. Dort hatte der Wirtschaftswissenschaftler Richard Florida eine Untersuchung der Zukunft der amerikanischen Städte unternommen. Er machte dies an harten Standortfaktoren und ökonomisch-sozialen Qualitäten fest und fand dabei heraus, dass die Zukunft der Städte - der großen wie kleinen – vom Verhalten der „kreativen Klasse“ abhängt. Zu dieser „kreativen Klasse“ gehört für Florida ein Viertel bis ein Drittel der städtischen Bevölkerung, von den Kreativen in Kulturindustrie und Wissenschaft bis zu denen der Technologieindustrie. Diese sozialen Gruppen wählen sich ihren Arbeits- und Lebensort aus nach Kriterien der von ihnen erwünschten und dort verfügbaren Lebensqualität. Sie wollen eine Lebenswelt mit sozialer Toleranz und ethnischer Vielfalt, mit kulturellen Angeboten und offener Atmosphäre, mit Theater, Oper und Museum einerseits und Musik- und Kunstszene, urbanen Jugendkulturen und ethnischer Gastronomie andererseits. Florida hatte seine Ergebnisse dann in einem provozierenden Aufsatz pointiert, der den Titel trägt: „Warum Städte ohne Schwulenszene und Rockmusik keine wirtschaftliche Zukunft haben“¹. Und die Botschaft hatte natürlich insbesondere im amerikanischen Mittleren Westen wie eine Bombe eingeschlagen, weil dies dem Ideal amerikanischer Spießbürger und Evangelikaler nicht unbedingt entspricht. Viele der dortigen Stadtkämmerer jedenfalls begannen plötzlich Texte zur Stadttheorie zu lesen.

„Urbanität“: ein Paradigmenwechsel?

Nun ist Floridas Befund weder wirklich neu, noch schlichtweg so für Deutschland zu übernehmen. Immerhin ist es aber ein substanzieller Hinweis darauf, dass zentrale Gruppen städtischer Gesellschaft vergleichsweise mobil sind und eben auch in der Lage, sich ihre Standorte entsprechend ihren Bedürfnissen zu wählen bzw. zu gestalten. Und ihre Mobilität wie ihre Gestaltungsbereitschaft zielt auf die Teilhabe an urbaner oder gar metropolitaner Kultur.

Auch jenseits von Florida scheint dieser Paradigmenwechsel zu einer neuen Wertschätzung und Gestaltung urbaner Qualitäten nachvollziehbar. Als stadtbürgerliche Tugenden gelten

¹ Original: “The Rise of the Creative Class. Why cities without gays and rock bands are losing the economic development race.”, in: Washington Monthly, 03/2002.

nicht mehr unbedingt Anciennität und Bodenständigkeit, wie das über Jahrhunderte der Fall war, sondern vermehrt Mobilität und Identifikationsbereitschaft. Gerade in den deutschen Großstädten ist dies in den letzten zwei Jahrzehnten – also nach 1989! – besonders offensichtlich geworden: Städtedebatten und Städterankings finden große Aufmerksamkeit; der Städtetourismus ist gerade auch innerdeutsch explosionsartig angewachsen; neu Zugezogene engagieren sich oft in ungewöhnlicher Weise in ihrer „neuen“ Heimatstadt, die gewissermaßen als räumliches Pendant einer „Lebensabschnittsbeziehung“ betrachtet wird. Gerade in Berlin wird dies überdeutlich sichtbar, wo in den letzten beiden Jahrzehnten fast ein Drittel der Stadtbevölkerung zugezogen ist. So ist es auch kein Wunder, dass auch gerade hier in den Debatten um die Zukunft der Hauptstadt der Stadtbürgermythos allmählich zurück tritt hinter Metropolenmotiven, in denen spätmodernen „Nomaden und Migranten“ eine neue und eben durchaus auch identitätsstiftende Rolle zugeschrieben wird.

Belege für diesen Paradigmenwechsel lassen sich daher auch in der Arbeit der Stadtmuseen finden. So ist auffällig, wie viele Ausstellungen in den letzten Jahren veranstaltet worden sind, in denen historische wie aktuelle Migrationsbewegungen Thema waren. In oft wirklich rührenden Texten werden da „unsere Hugenotten“, „unsere Polen“, „unsere Juden“, „unsere Italiener“ und manchmal eben auch „unsere Türken“ gewürdigt, die wir schon vor 20 und 40 oder vor 100 und 400 Jahren angeblich mit offenen Armen aufgenommen haben. Mit dieser Neubewertung des Migrantischen korrespondieren auch die neuen Erfahrungen des Touristischen. Das bezieht sich einerseits auf den Städtetourismus, der, von außen kommend, unsere Städte deutlich umgestaltet. Andererseits werden wir in unseren eigenen Städten zunehmend selbst zu Touristen, zu Nomaden in der eigenen Stadt. Denn auch wir suchen hier nach kulturellen Attraktionen und Exotika, nach lebendigen Wohnkiezen und uns bislang unbekanntem Kulturszenen. So bietet Essen heute seine Zechen und Hochöfen den ehemaligen Bergmannsfamilien als Orte von Esskultur, Musikkultur und Theaterkultur an. Und Berlin ist neben vielem anderen längst die Welthauptstadt der Stadtführungen, welche die Stadtlandschaft in einem thematisch weitgespannten Spektrum erschließen: überwiegend auch für ansässige Berlinerinnen und Berliner.

Offenbar also verändern sich die städtischen Selbstbilder und Selbstwahrnehmungen gegenwärtig dramatisch. Stadtraum steht nicht mehr nur für Arbeitsplatz und Verkehr, ist nicht mehr nur Bürgers Wohnzimmer und Hundenauslauf. Vielmehr wird er als eine tatsächlich urbane Landschaft erfahren und imaginiert, die vielfältig und vielgestaltig sein soll,

abenteuerlich und exotisch, szenig und eventhaft. Und dies immer und mit Verweis auf die Geschichte – eben „authentisch“: Wir waren schon immer offen und weltstädtisch!

Nun ist diese Urbanität natürlich nicht beliebig erfindbar. Vielmehr bedarf sie einerseits einer Plausibilisierung durch Geschichte und Kultur, also durch Belege einer urbanen Sozial- und Kulturgeschichte, wie sie sich eben auch in Infrastrukturen und Architekturen niedergeschlagen hat. Andererseits und zugleich ist diese historische Substanz auch in Bilder, in Medien, in Logos umgesetzt worden: Das historische Kapital bedarf eben auch der performativen Aufbereitung, um den Städten tatsächlich seinen Stempel aufdrücken zu können.

Die Kunst- und die Eventpolitik sind diesem Trend schon längst gefolgt mit dem Trend zu spektakulären Ausstellungen, zu großen Konzerten, zu Massenpartys, zu großen Kongressen. Und die großdimensionierten urbanen Bauprojekte stehen ebenfalls schon Schlange, angefangen von der Elbphilharmonie in Hamburg bis zum Humboldt-Forum in Berlin. Die vielfach beschworenen „kulturellen Leuchttürme“ werden also auch architektonisch durchaus leuchtturmförmig.

Diesem Trend werden die Geschichtsmuseen folgen müssen. Und auch die Stadtmuseen stehen damit gewissermaßen am Scheideweg. Entweder werden sie weiterhin in gewisser Weise historisch konservative Verwalter einer lokalen Geschichtsschreibung sein, einer Geschichte der „Hiesigen und Einheimischen“, der eingesessenen Handwerker also, der alten Kaufleute, der Honoratioren, die sich stets als das Zentrum, als die „bürgerliche Seele“ der Stadt geriert haben. Oder sie werden künftig eine stärker kultur- und sozialgeschichtliche Perspektive auf urbane Kulturen entwickeln müssen, in der die Stadt als ein Raum beständiger Produktions- und Neukonstruktionsprozesse von städtischen Lebenswelten erscheint. Dies wäre eine andere „urbane Kultur“ und eine andere Stadt als die bisherige Heimatwelt des Spießbürgerlichen. Stadtgeschichte wäre dann ein nicht linearer Prozess mit offenem Ausgang, bei dem vielfältige Akteure, unterschiedliche Erfahrungen und durchaus auch gegensätzliche Interessen immer wieder neue Konstellationen herstellen und Kurswechsel erfordern.

Stadtgeschichte als Prozess: „Orte der Fremden“

Meine These also wäre: Stadtgeschichte ist nicht mehr primär in ihren „Resultaten“ zu betrachten, sondern als „Prozess“! Damit werden Stadtmuseen künftig noch wichtigere „Verhandlungsorte“ lokaler Identität. Denn dann sind sie nicht mehr primär Objektspeicher, sondern verstärkt Interpretatoren lokaler Überlieferung. Dann werden ihre städtischen Innen- wie Außenwirkungen zunehmen, weil sie Museumsorte zugleich für die Einheimischen wie – und dies ja auch oft schon über die städtische Homepage – Bilderlieferanten für die Außenwelt sind. Dann werden sie schließlich auch zum Produktionsort von repräsentativen Stoffen, Bildern und Narrativen, an denen sich lokale Zuordnungsstrategien und Zugehörigkeitsgefühle orientieren. Das Dabeisein und Dazugehören zu einer spezifischen Stadtlandschaft: Das sind identitäre Zuschreibungen, die an Bedeutung weiter gewinnen.

Solche Tendenzen gelten für Bamberg und Bremen. Und sie gelten gleich dreimal für die großen Städte wie Berlin, Hamburg und München. Diese Bewegung ist nicht aufzuhalten und sie hat natürlich auch ihre kommerzielle Seite, weil sie im Kontext von Werbung, Tourismus und Kapitalansiedlung steht. Diese Kontexte müssen auch bedacht und in Rechnung gestellt werden. Auch für die Stadtmuseen wird das so manches Mal eben auch den Abschied von der „reinen Lehre“ bedeuten.

Dennoch sollten sich die Stadtmuseen mit an die Spitze solcher Bewegungen setzen und nicht ihre Nachhut bilden. Sie sollen und müssen sich mehr an der identitären und imaginativen Stadtgestaltung beteiligen, gerade weil sie das historische Kapital und die lokale Erinnerung verwalten. Mein Titel „Wem gehört die Stadt?“ will diese Problematik zuspitzen: als Tendenz eben auch zur einer Re-Politisierung der Stadtgeschichte als Aufgabe urbaner Museumspolitik. Das ist in der Tat eine konzeptionelle Entscheidung, denn Re-Politisierung meint, dass urbane Räume und Identitäten künftig umstrittener und umkämpfter werden, dass sie damit aber auch deutbarer und offener werden müssen. Stadtmuseen werden damit zu noch öffentlicheren Orten und Räumen, in denen eben nicht nur Laienhistoriker und Heraldikfans Aufenthalt nehmen, sondern auch neue Nutzergruppen und Nutzungsweisen, die Geschichte „unmittelbar“ vorfinden und anwenden wollen – in biografischen wie familiengeschichtlichen, in hobbyförmigen wie beruflichen Kontexten. Stadtmuseen müssen insofern *mit* ihren Stadtgesellschaften noch veränderungsfähiger werden.

Natürlich hat dies Konsequenzen. Ich will diese ganz kurz in vier Stichworten skizzieren: Erstens bedeutet das eine Re-Formulierung der Stadtgeschichte mit einem neuen Ausgangs- und einem neuen Zielpunkt. Um mit Georg Simmel zu sprechen, erscheinen Städte dann verstärkt als Orte der Fremden, die „heute kommen und morgen bleiben“. In denen damit aber auch „Fremdheit“ bleibt, nachhaltig und dauerhaft. Städte sind insofern bereits in der Geschichte stets migrantische Produkte. Sie bilden einen Ort und einen Raum, in denen Vielfalt und Verschiedenheit, Differenz und Fremdheit ein spezifisches soziales und kulturelles Kraftpotenzial ergeben. Die vielstrapazierte Metapher von der Stadt als der „ständig werdenden“ verweist hier auf eine konkrete Substanz, die sich am ständigen Spannungszustand und an der Prozesshaftigkeit stadtgesellschaftlicher Entwicklungen festmacht. Damit wird ein neues Augenmerk auf jene sozialen Gruppen zu richten sein, die ständig in Bewegung sind und die dadurch auch die Stadt ständig in Bewegung halten: auf jene Gruppen der Arbeiter, der mobilen Gewerbetreibenden, der Migranten, auch der Touristen, die jene klassische Einteilung in „Einheimische und Fremde“ weithin obsolet machen. Statt der „lokalen Geschlechter“, die als Aushängeschild lokalen Bürgertums die Entrées der Stadtmuseen schmücken, wären die „Gesichter der Stadt“ gerade in wechselnden Akteuren und Erscheinungsformen zu suchen.

Zum Zweiten wird damit deutlich, dass sich die Stadtmuseen selbst damit als Narrative begreifen müssen. Sie verkörpern die Idee der lokalen Repräsentation: dass die gesammelten Dinge und die ausgewählten geschichtlichen Ausschnitte für diese Stadt hier stehen, dass sie als Ensemble diese Stadt „sind“. Diese Funktion macht die Einrichtung des Stadtmuseums natürlich zu einem Interpretament, zu einem paradigmatischen Ort, der in diesen scheinbar festliegenden, quasi „natürlichen“ Bedeutungen und Deutungen existiert. Deshalb müssen auch die von ihm projizierten Wir-Bilder neu hinterfragt werden ebenso wie die damit verbundenen Modelle der kollektiven Erinnerung und Imaginierung. Die Frage nach dem „Wer spricht?“, die in der Ethnologie in den letzten Jahren so häufig gestellt worden ist, muss also auch hier gestellt werden, im Museum. Und die Antworten darauf werden gewiss mehr eine Museumskonzeption stärken, in der an den Objekten statt ihrer scheinbaren Faktizität vielmehr deren Perspektivität betont wird. Das sollte in der Konsequenz dann auch mehr Deutungs- als reine Sammlungsarbeit bedeuten – und eben auch eine wieder stärkere Vernetzung mit anderen kulturellen und wissenschaftlichen Einrichtungen.

Zum Dritten setzt solch ein Paradigmenwechsel im Falle der Stadtmuseen natürlich auch spezifischen Mut voraus. Denn diese Aufgabe, die Stadt neu und anders zu beschreiben, ihre Identität als Ort wie ihr Narrativ als kollektives Gedächtnis zu verändern, zieht mindestens zwei Konsequenzen nach sich. Einerseits wird den Gegenständen und ihrem Sammlungscharakter nicht mehr automatisch eine „auratische“ Objektqualität zugebilligt. Auratisch erscheint nämlich dann weniger die Objektwirkung als vielmehr die am Gegenstand entfaltete Deutungsarbeit. Nicht mehr Bewunderung der Gegenstände, sondern Interpretation der auf sie fallenden Blicke stünde im Zentrum jener Anstrengungen um den „erhellenden Hauch“ aus der Geschichte, von dem Walter Benjamin immer wieder spricht. Das wird schwieriger und komplizierter, weil der „auratische Ort“ damit nicht mehr *im*, sondern *vor* der Vitrine gefunden wird. Andererseits bedeutet ein Paradigmenwechsel hin zur städtischen Geschichte von Wandel und Bewegung als urbaner Leitmetapher eben auch, dass die Stadtmuseen vermehrt zu einem Speicher von nomadischem, heterogenem und veränderlichem Wissen werden, also nicht mehr zu einer lokalthistorischen Schaubühne, sondern eher zu einer offenen Infobox. Und dies bedeutet auch, dass sie sich mit ihrer bisherigen zentralen Klientel auseinander setzen muss, also mit jenen Freundes- und Förderkreisen, die sich selbst stets dem imaginären Zentrum der Stadt zugerechnet haben, jenen Gruppen der lokalen Elite und Honoratiorenschaft, die sich auch immer „im Besitz“ der städtischen Bilder und Geschichten wussten. Solche Emanzipationsprozesse werden nicht ohne Konflikte über die Bühne gehen. Und sie bilden gewiss eine zweite Folie, auf der eine Re-Politisierung der Stadtmuseen stattfinden kann und muss.

Viertens schließlich kommen die Stadtmuseen nicht umhin, sich auch weiter in politisch aktuelle Kontexte hinauszuwagen. Denn nun sind sie vermehrt dazu aufgerufen, am städtischen „Branding“ mitzuarbeiten, also auch an jenem Prozess des Stadtmarketing, in dem das kulturelle Kapital in soziales und ökonomisches umgesetzt werden soll. Am besten gleich „Flyer-fähig“ und dabei so großartig wie New York und so heimatlich wie Castrop-Rauxel. Insofern bedeutet dies die Beteiligung an einem durchaus „kreationistischen“ Unternehmen. Denn zwar wird hier nicht die Bibel neu geschrieben, aber die Stadtgeschichte und Stadtkultur doch in vieler Hinsicht neu erfunden. Und dabei wirkt die spätmoderne Kulturindustrie entscheidend mit, indem sie urbane Bilderfabriken schafft, deren Motive passförmig sein müssen zu den aktuellen Musik- und Filmszenen, zum Design- und Modemarkt, zu den Internet- und Touristenguides. In diesem Zusammenhang werden sich die Stadtmuseen als Moderatoren und Taktgeber bewähren müssen, weil die Beteiligung an dieser urbanen

„Politik der Sichtbarmachung“ immer stärker auch von ihnen verlangt wird. Weil sie zugleich aber auch eine der wenigen Instanzen sein können, die den darin innewohnenden starken Tendenzen zur urbanen Verkitschung möglicherweise noch kritisch entgegentreten können. Diese kritische Begleitung der entsprechenden ernsthaften Höhenflüge wie der geistigen Tiefflüge in der lokalen Kultur- und Standortpolitik wird also über kurz oder lang zum Alltagsgeschäft der Stadtmuseen gehören.

Kurz und abschließend: Mein Ideal für die Zukunft wäre ein Stadtmuseum mit weniger Lokalismen und Regionalismen, mit weniger Bavaria und Berolina, stattdessen mit einer neuen Ausrichtung auf urbane Prozesse, auf urbane Synthesen und auf urbane Narrative. Der Spagat müsste gelingen, die Stadt einerseits als lokale und migrantische, als bürgerliche wie zivilgesellschaftliche Landschaft dazustellen. Und sie andererseits Perspektiven von drinnen und von draußen, von „heritage“ und von „hybridity“ dazustellen als ein prozessuales Konstrukt: in seinen sozialen Prozessen wie in seinen imaginativen Bildern.

Mein Ratschlag dazu wäre, dass sich die Stadtmuseen in diesem Sinne doch deutlich reflexiver zu ihrer eigenen Entstehungsgeschichte und zu ihrer Gründungsidee verhalten. Sie haben nie „die Stadt“ verkörpert, sondern immer nur eine spezifische bürgerliche Repräsentationsvorstellung von ihr. Eine Vorstellung, die sich selbst zum Deutungszentrum der Stadt und der Welt erklärt hatte. Diese Idee trägt heute nicht mehr. Meine Frage „Wem gehört die Stadt?“ war und ist insofern also auch eher rhetorisch, denn die Antwort darauf liegt auf der Hand. Die Stadt gehört eben jenen Bildern und Narrativen, die in sie mitgebracht und die in ihr entwickelt werden. Und die Sichtbarmachung der daran beteiligten Akteure, Traditionen und Ideen: Das wäre Aufgabe und Kompetenz musealer Deutungsarbeit. Dann wäre Stadt auch nicht mehr einfach nur „Ort“, sondern vielmehr „Raum“: Raum von Bewegungen und Begegnungen, von Verständigungen und Konflikten, die urbane Kultur ausmachen. Dies mehr in den Vordergrund zu rücken: die Rolle der Städte als Bühne des Globalen im Lokalen – darum kann, muss, wird es gehen.